

Phiona Mutesi zählt zu den Ärmsten der Armen in Afrika. Mit ihrer Mutter und ihren drei Geschwistern lebt sie in einer schäbigen Wellblechhütte in Katwe, einem Slum am Rande der ugandischen Hauptstadt Kampala. Ihre Mutter kann das Geld für die Schule nicht aufbringen, und oft gehen Phiona und ihre Geschwister hungrig schlafen. Doch ein Tag im Jahr 2005 verändert ihr Leben für immer. Auf der Suche nach etwas zu essen, folgt sie ihrem Bruder bis zu einer staubigen Veranda – und begegnet Robert Katende, der hier Slumkinder mit einer warmen Mahlzeit versorgt und ihnen das Schachspielen beibringt: ein Spiel, das für sie so fremd ist, dass es in ihrer Sprache keinen Namen dafür gibt. Zur Überraschung aller verfügt Phiona über enormes Talent, und das Unglaubliche wird wahr: Mit elf Jahren wird sie Junioren-Meisterin, mit 15 nationale Meisterin von Uganda, 2010 reist sie nach Sibirien und nimmt an der Schach-Olympiade teil.

TIM CROTHERS war viele Jahre Redakteur bei der amerikanischen Zeitschrift *Sports Illustrated*. Er ist Autor und Co-Autor mehrerer Sportlerbiografien. Sein preisgekrönter Artikel über Phiona Mutesi war der Ausgangspunkt für »Das Schachmädchen«, das von Disney mit Oskar-Preisträgerin Lupita Nyong'o erfolgreich als QUEEN OF KATWE verfilmt wurde.

Tim Crothers

Das Schachmädchen

Der erstaunliche Weg der Phiona Mutesi

Deutsch von Liselotte Prugger

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»The Queen of Katwe« bei Scribner: New York.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Dieses Buch erschien als Hardcover im btb Verlag unter dem Titel
»Das Mädchen, das barfuß Schach spielte«



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe April 2017,

Copyright © 2012 by Tim Crothers

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013 by btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Covermotiv: © Stephanie Sinclair/VII Photo Agency

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

MK · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71478-0

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

*Für Atticus und Sawyer
und die Kinder von Uganda und anderswo*

Inhalt

Prolog 9

Eröffnung

Kapitel 1: Land der Frösche 19

Kapitel 2: Katende 41

Kapitel 3: Pioniere 79

Kapitel 4: Auferstehung 95

Kapitel 5: Zeig ihr, was du weißt 111

Kapitel 6: Mzungu 129

Mittelspiel

Kapitel 7: Wie ein Junge und doch
kein Junge 157

Kapitel 8: Himmel 185

Kapitel 9: Die andere Seite 203

Endspiel

Kapitel 10: Hürden 235

Kapitel 11: Träume 279

Danksagung 301

Prolog

Sie gewinnt die Entscheidungspartie, aber sie hat keine Ahnung, was das bedeutet. Niemand hat ihr gesagt, was auf dem Spiel steht, und so spielt sie einfach so, wie sie immer spielt. Sie hat keine Ahnung, dass sie sich für die Teilnahme an der Olympiade qualifiziert hat. Keine Ahnung, was die Olympiade überhaupt ist. Keine Ahnung, dass ihre Qualifikation bedeutet, dass sie in ein paar Monaten nach Khanty-Mansiysk, in eine Stadt im fernen Zentralrussland reisen wird. Keine Ahnung, wo Russland überhaupt liegt. Und als sie das alles erfährt, stellt sie nur eine Frage: »Ist es kalt dort?«

Sie reist mit zehn Teamkollegen zur Olympiade, alle sind ein Jahrzehnt älter als sie, in den Zwanzigern, und obwohl sie viele von ihnen schon eine Weile kennt und Seite an Seite mit ihnen siebenundzwanzig Stunden lang quer über den Erdball nach Sibirien reist, weiß keiner ihrer Teamkollegen wirklich, woher sie kommt oder welche Ziele sie verfolgt, denn Phiona Mutesi stammt aus einer Gegend, in der Mädchen wie sie nicht über solche Dinge sprechen.

19. September 2010

Liebe Mama,

Ich bin zum Flughafen gefahren. Ich war sehr froh, dass ich zum Flughafen gefahren bin. Das ist erst das zweite Mal, dass ich von zu Hause fort bin. Als ich am Flughafen an-

kam, war mir irgendwie bange, denn diesmal muss ich gegen die besten Schachspielerinnen der Welt spielen. Und so winkte ich meinen Freunden und meinen Brüdern zu. Ein paar von ihnen haben geweint, weil sie mich vermissen werden und ich weg musste. Und so haben sie mir viel Glück gewünscht. Sie sagten, dass sie für mich beten werden. Und so stiegen wir in den Europlane, mit dem wir von Uganda nach Kenia flogen. Der Europlane flog in den Himmel hinauf. Ich sah Wolken, die wirklich hübsch aussahen. Da habe ich geglaubt, dass ich vielleicht im Himmel bin. Ich habe zu Gott gebetet, dass er mich beschützt, denn wer bin ich schon, dass ich mit dem Europlane fliege. So war es Gottes Wille. Wir kamen gut in Kenia an. Ich war sehr müde, und sie gaben mir einen Kuchen, der wie Brot aussah. So was habe ich noch nie gegessen, aber er war sehr süß und schmeckte mir gut.

Als wir in einen Europlane nach Dubai stiegen, war er sehr groß. Also haben sie uns sehr viel zu essen gebracht. Ich war sehr hungrig. Ich betete zu Gott, dass er uns ganz arg beschützt, und das hat er gemacht. Und wir sind sehr gut angekommen. Weshalb ich sehr überrascht von den Leuten war, mit denen ich geflogen bin, weil sie wie meine Eltern waren. Sie haben mich gut behandelt, und mein Trainer hat mich behandelt, als ob ich sein Baby wäre. Was ich vorher nie gedacht hätte. Das war mein erster Tag.

Als wir in Dubai ankamen, war alles anders. Jeder war für sich allein. Danach sind wir in den letzten Europlane gestiegen, der uns nach Roncha gebracht hat, und wir haben gebetet, dass wir gut ankommen. Ein Europlane ist geflogen. Diesmal waren wir ganz hoch über der Erde. Ich glaube, diesmal habe ich fast den Himmel berührt. Die Wolken sahen hübsch aus. Dann brachten sie mir Essen, das ich noch

nie gesehen habe, und ich war das Essen nicht gewöhnt. Mir ist schlecht geworden. Ich hätte mich am liebsten erbrochen. So sind wir sehr gut angekommen. Wir wurden am Flughafen abgeholt.

Dann haben sie uns Zimmer gegeben.

Die Eröffnungsfeier der Schacholympiade 2010 findet in einer Eissportarena statt. Phiona hat noch nie Eis gesehen. Es gibt Laser, wollige Mammuts, Tänzer in großen Seifenblasen und Leute, die als Schachfiguren verkleidet sind – Damen, Läufer und Bauern. Sie marschieren auf einem gigantischen Schachbrett auf der Eisfläche hin und her. Phiona hält ihre Hände an die Wangen, beobachtet dieses Spektakel und kommt sich vor wie im Märchen. Sie fragt, ob es hier jeden Abend so zugeht, und sie erfährt, dass dem nicht so ist und dass in der Arena normalerweise Eishockey, Konzerte und Zirkusveranstaltungen stattfinden. Phiona hat von alldem noch nie etwas gehört.

Sie geht ins Hotel zurück, das mit seinen fünfzehn Stockwerken das höchste Gebäude ist, das Phiona jemals betreten hat. Sie hat Schmetterlinge im Bauch, als sie mit dem Lift fährt; es kommt ihr wie eine Achterbahn auf dem Rummelplatz vor. Eine halbe Stunde lang schaut sie aus dem Fenster und ist verblüfft, wie winzig die Menschen vom sechsten Stockwerk aus da unten aussehen. Dann stellt sie sich lange unter die heiße Dusche und bemüht sich nach Kräften, ihr Zuhause im Slum von ihrem Körper zu waschen.

Am folgenden Nachmittag, als sie zum ersten Mal den Austragsort betritt, eine riesige Tennishalle, die von der einen bis zur anderen Grundlinie mit Hunderten schimmerner neuer Schachbretter vollgestellt ist, fällt ihr sofort auf, dass sie mit ihren vierzehn Jahren zu den jüngsten Wettkämpferin-

nen eines Turniers gehört, an dem mehr als 1300 Spieler aus 150 Ländern teilnehmen. Sie erfährt, dass es sich hier um die hochkarätigste Ansammlung von Schachtalenten handelt, die je zusammengekommen ist. Es macht Phiona nervös, und das ist kein Wunder. Sie spielt für ihr Land Uganda gegen andere Nationen, aber sie spielt nicht mehr gegen Kinder wie zu Hause in Katwe. Sie spielt gegen erwachsene Frauen, und als ihr erstes Spiel näher rückt und sie sich bemüht, ihren Tisch zu finden, weil sie immer noch nicht richtig lesen kann, fragt sie sich ständig: »Bin ich hier überhaupt richtig?«

Ihre erste Gegnerin ist Dina Kagramanov, die kanadische Staatsmeisterin. Kagramanov, geboren in Baku, Aserbaidschan, Heimat des früheren Schachweltmeisters Garry Kasparov, lernte das Spiel im Alter von sechs Jahren von ihrem Großvater. Sie nimmt an ihrer dritten Olympiade teil und spielt mit ihren vierundzwanzig Jahren schon länger hochklassiges Schach, als Phiona überhaupt auf der Welt ist. Unterschiedlicher könnten sie kaum sein, diese weiße Frau, die Schwarz spielt gegen dieses schwarze Mädchen, das Weiß spielt.

Kagramanov nutzt Phionas Unerfahrenheit aus, stellt ihr während der Eröffnung der Partie eine Falle und gewinnt einen Bauernvorteil. Phiona hockt auf der Kante ihres Stuhls, beugt sich wie so oft aggressiv über das Brett und presst die Hände an die Stirn, als wolle sie ihre Figuren kraft ihres Willens in eine bessere strategische Position zwingen. Starrköpfig versucht Phiona alles, kann aber ihren anfänglichen Fehler nicht wettmachen. Doch es ist die Siegerin, die schließlich beeindruckt vom Tisch aufsteht. »Sie ist wie ein Schwamm«, sagt Kagramanov nach dem Spiel. »Sie saugt jede einzelne Information, die du ihr gibst, in sich auf und verwendet sie gegen dich. Es ist keine Kunst, Züge zu erlernen und auf diese Züge zu reagieren, aber Schlussfolgerungen zu ziehen, wie sie es für ihr Alter tut, das ist

eine Gabe, die ihr das Potenzial gibt, eine ganz Große zu werden.«

21. September 2010

Liebe Mama,

ich begrüße dich im allmächtigen Namen von Jesus Christus. Ich schreibe dir diesen Brief, weil ich dir sagen möchte, dass hier kein schönes Wetter ist. Am Vormittag hat es regnet, und jetzt ist es sehr kalt. Ich mag nichts essen. Ich bin dieses Essen nicht gewöhnt. Immer wenn wir frühstücken sollen, wird mir schlecht, und ich habe das Gefühl, dass ich mich gleich erbrechen muss. Beten wir zu Gott, dass es mir vielleicht wieder besser geht. Was mir hier gefällt, ist, dass wir so viele Geschenke bekommen, auch wenn ich die erste Partie verloren habe, aber ich werde andere gewinnen, das verspreche ich dir, Mutter. Mein Trainer redet mir gut zu, dass ich sehr gut spielen soll. Aber ich bin sicher, dass ich ihn nicht enttäuschen werde. Ich werde mich ganz toll anstrengen. Ich werde bestimmt fünf Partien gewinnen, auch wenn ich gegen starke Frauen spiele. Ich bete zu Gott, dass mein Versprechen in Erfüllung geht. Ich habe im Namen Jesu gebetet. Amen.

Phiona kann sich glücklich schätzen, hier zu sein. Die Damenmannschaft Ugandas hat bisher noch nie an einer Schacholympiade teilgenommen, da Uganda sich das nie leisten konnte. Aber in diesem Jahr finanziert der Präsident der FIDE, des internationalen Schachverbandes, die Reise des gesamten ugandischen Teams in der Hoffnung, sich bei seiner Wiederwahl die Stimme dieses Landes zu sichern. Phiona braucht solche Glücksfälle.

Am zweiten Spieltag erscheint sie früh, um sich umzusehen.

Sie entdeckt afghanische Frauen in Burkas, Inderinnen in Saris und Bolivianerinnen mit Ponchos und schwarzen Filzhüten. Sie entdeckt eine blinde Schachspielerin und fragt sich, wie das überhaupt möglich sein kann. Sie registriert, dass eine Irakerin plötzlich auf dem Fußboden kniet und zu einem Ort namens Mekka zu beten beginnt.

Als Phiona zu dem für sie vorgesehenen Tisch geht, halten Sicherheitsleute sie auf. Sie verlangen ihre Akkreditierung zu sehen, um festzustellen, ob sie wirklich zu den Wettkampfteilnehmerinnen gehört. Vielleicht, weil sie so jung aussieht oder die Leute sie mit ihren kurzgeschorenen Haaren und dem ausgebeulten Trainingsanzug womöglich für einen Jungen halten.

Vor ihrer nächsten Partie gegen Yu-Tong Elaine Lin aus Taiwan schlüpft Phiona aus ihren Schuhen. Sie hat noch nie in Schuhen Schach gespielt. Lin ist die Ruhe selbst und starrt konzentriert auf das Brett, als sei Phiona gar nicht vorhanden. Mitte in der Partie begeht Phiona einen taktischen Fehler, der sie zwei Bauern kostet. Später macht Lin einen ähnlichen Schnitzer, den Phiona allerdings erst erkennt, als es zu spät ist. Damit verschenkt sie eine Chance, die das Spiel zu ihren Gunsten hätte wenden können. Von diesem Augenblick an geht Phionas Blick in die Ferne. Sie erträgt es kaum noch, die verbliebenen Figuren auf dem Brett anzusehen. Am Boden zerstört, lässt sie die restlichen, vorhersehbaren Züge über sich ergehen, und sie verliert ein Spiel, das sie, wie sie genau weiß, hätte gewinnen müssen.

Phiona verlässt den Tisch und läuft schnurstracks auf den Parkplatz hinaus. Ihr Trainer Robert hat ihr eingebläut, keinesfalls alleine loszuziehen, aber Phiona steigt allein in einen Shuttle-Bus und fährt zum Hotel zurück. Dann geht sie sofort auf ihr Zimmer und schluchzt wie ein richtiger Teenager in ihr Kissen. Später an jenem Abend versucht ihr Trainer sie zu beruhigen, doch Phiona ist untröstlich. Es ist das erste Mal über-

haupt, dass das Schachspiel sie zum Weinen gebracht hat. Und abgesehen davon kann Phiona sich trotz ihrer außerordentlich schwierigen Lebensumstände nicht daran erinnern, wann sie überhaupt das letzte Mal geweint hat.

Eröffnung

Kapitel 1

Land der Frösche



Hakim Ssewaya, der seit vierzig Jahren in Katwe lebt, steht vor seiner Hütte, die während der häufigen Überschwemmungen mit ungeklärtem Abwasser geflutet wird.

Sie hatte keine andere Wahl. Nakito Jamidah hatte vier außereheliche Kinder zur Welt gebracht, darunter Zwillinge, die bei der Geburt starben, und danach wurde sie nicht mehr in ihrem Elternhaus in der winzigen Ortschaft Namilyango aufgenommen. Jamidah arbeitete als Köchin in der Lugala Primary School, die sie ein Jahrzehnt zuvor im Alter von acht Jahren abgebrochen hatte, und trotzdem konnte sie ihre beiden überlebenden Kinder nicht ernähren, die bei den Großeltern lebten. Der Vater von Jamidahs Kindern – ein ehemaliger Soldat, der Beziehungen zu mehreren anderen Frauen unterhielt – war ein gewalttätiger Säufer, der Jamidah oft misshandelte, bis sie ihn schließlich verließ. Eines Tages kam er betrunken in die Schule, randalierte und stieß einen Topf mit brühend heißem Porridge über Jamidah, die schwere Verbrennungen erlitt. Jamidah fürchtete um ihr Leben. Sie musste fort.

So kam sie in die Stadt.

Als Jamidah 1971 in Kampala, der ausufernden, verkehrsreichen, staubigen Hauptstadt eintraf, herrschten chaotische Zustände in Uganda, die noch chaotischer werden sollten. Die kleine ostafrikanische Nation, begrenzt von Kenia im Osten, dem Sudan im Norden, der Demokratischen Republik Kongo im Westen und Tansania, Ruanda und dem Viktoriasee im Süden, war seit neun Jahren in die Unabhängigkeit von Großbritannien entlassen worden, und die frühere Kolonie fiel nun

den gleichen Anfangsschwierigkeiten zum Opfer wie fast alle ihrer flügge gewordenen afrikanischen Bruderstaaten. Die koloniale Landkarte Afrikas war willkürlich gezeichnet worden, wie von Kinderhand mit Farbstiften hingekritzelt. Ugandas vier wichtigste Stämme, die weder Kultur, Sprache noch Bräuche gemeinsam haben, aber von einem gemeinsamen kolonialen Feind zusammengehalten worden waren, konnten nicht mehr in Harmonie innerhalb der künstlich gezogenen Grenzen miteinander leben. Uganda geriet von einem Bürgerkrieg in den nächsten.

Die Geschichte der postkolonialen Politik Ugandas ist die Geschichte eines Leutnants, der Verrat an seinem General übt. In dem Jahr, in dem Jamidah in Kampala eintraf, setzte Idi Amin, der Befehlshaber der ugandischen Armee, den Präsidenten Ugandas, Milton Obote, in einem Staatsstreich ab. Amin sollte der grausamste Diktator in der Geschichte Afrikas werden.

Amin, der die Primary School abgebrochen hat und ehemals ugandischer Boxchampion war, hatte sich 1946 zunächst als Hilfskoch bei den *King's African Rifle*, der schwarzen Eliteeinheit der britischen Kolonialarmee, verdingt und trat später der Infanterie bei. Dort erkloamm er schnell die Karriereleiter, als er seinen Siegeswillen unter Missachtung jeglicher Moral bei brutalen Militäreinsätzen in Kenia und Somalia unter Beweis stellte. Direkt nach dem Staatsstreich versprach Amin freie Wahlen, die es nie gab. Eine Woche nach dem Staatsstreich erklärte Amin sich selbst zum Präsidenten seines Landes und verlieh sich den Titel »His Excellency, President for Life, Field Marshal Al Hadji Doctor Idi Amin Dada, VC, DSO, MC, Conqueror of the British Empire in Africa in General and Uganda in Particular« (»Seine Exzellenz, Präsident auf Lebenszeit, Feldmarschall Al Hadji Doktor Idi Amin Dada, VC, DSO, MC, Er-

oberer des Britischen Empires in Afrika im Allgemeinen und Ugandas im Speziellen«). Amin bezeichnete sich bekanntermaßen auch als »Lord of All the Beasts on the Earth and Fishes of the Sea« (»Herr aller Kreaturen der Erde und aller Fische des Meeres«).

Von Idi Amin ist bekannt, dass er weißen Ugandern befahl, ihn auf einem Thron herumzutragen und vor ihm niederzuknien, während Pressefotografen die Szene für den Rest der Welt festhielten. Er pries Hitlers Umgang mit den Juden, drohte Israel mit Krieg, beleidigte politische Führer anderer Weltmächte und machte Ugandas früheren kolonialen Aufsehern eine lange Nase, indem er das Angebot unterbreitete, sich zum König von Schottland ausrufen zu lassen und die Schotten zu ihrer rechtmäßigen Unabhängigkeit von England zu führen. Er verbündete sich mit dem libyschen Diktator Muammar al-Gaddafi und bemühte sich bei der Sowjetunion um Waffen. Idi Amin regierte mit Terror, sein Regime war verantwortlich für das grausame Abschlachten seiner politischen und ethnischen Feinde, ob real oder eingebildet. Man geht davon aus, dass eine halbe Million Ugander diesen Massakern zum Opfer fielen. Gerüchten zufolge soll Idi Amin sogar Kannibale gewesen sein, der die Organe seiner Opfer verspeiste.

Idi Amins achtjähriges Regime sollte die Wirtschaft Ugandas vernichten. 1972 wies Amin zehntausende indische Kaufleute aus dem Land, die das Rückgrat der finanziellen Infrastruktur Ugandas bildeten. Deren Geschäfte übergab er seinen Soldaten, die einfach die Größe eines Kleidungsstück als Preis in Shilling hernahten, weil sie es nicht besser wussten. Nachdem Amin Uganda seiner mittelständischen Geschäftsleute beraubt hatte, brach die Wirtschaft des Landes zusammen, was dazu führte, dass die Hälfte der Bevölkerung unter der internationalen Armutsgrenze dahinvegeierte. Idi Amin verstaatlichte den Grund

und Boden des Landes, wodurch er die Dorfbewohner von dem Land ihrer Vorfahren vertrieb und andere Stämme dazu brachte, gegen Amin und seinen Stamm der Kakwa zu revolten. Die Menschen strömten nach Kampala, um dort irgend eine Art von Sicherheit zu finden. Nach ihrer Ankunft landeten viele von ihnen in einem Slum namens Katwe, ein Ort, wo sonst niemand leben wollte.

Jamidah und zwei ihrer Söhne, Hakim Ssewaya und Moses Sebuwufu (in Uganda werden die Familiennamen nach dem Clan des Vaters vergeben), mieteten in Katwe ein winziges Zimmer neben einer Tankstelle, wo Jamidah in einer Bude neben den Zapfsäulen Alkohol verkaufte. Als sie mit der Miete in Rückstand geriet und eine Zwangsräumung befürchtete, erzählte einer ihrer Kunden ihr von einem alten Mann am Fuß des Abhangs in den Sümpfen, der erwog, einige Parzellen preiswert zu verkaufen. »So sehr meine Mutter sich wünschte, diesen Mann aufzusuchen«, berichtet Hakim, »so sehr fürchtete sie sich auch vor dieser Gegend, da es wildes Buschland war und niemand riskieren wollte, dorthin umzuziehen.«

Schließlich traf Jamidah sich doch mit diesem Mann namens Quasim, aber an seinem Arbeitsplatz an der Nasser Road, wo er Zeitungen in Streifen schnitt, die in Rupfensäcke gestopft und anschließend als Matratzen verkauft wurden. Quasim war Tanzanier, er erzählte Jamidah, dass er früher Diener des Kabaka, des Königs der Region Buganda und des Stammes der Baganda gewesen sei. Die Ländereien der Vorfäder dieses Stammes hätten auch Kampala und einen großen Teil der Umgebung Kampalas im südlichen Uganda umfasst und dem Staat Uganda letztendlich seinen Namen gegeben. Quasim erzählte Jamidah, dass er in den sechziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts im Palast des Kabaka hoch oben auf der Anhöhe gearbeitet hätte, als einer der Häuptlinge des Kabaka ihm dieses Land

angeboten habe, das er für wertlos hielt, da ein Baganda zu stolz sei, auch nur eine Nacht in einem Sumpfgebiet zu verbringen.

Jamidah verabredete sich abermals mit Quasim, dieses Mal allerdings auf dessen Grund und Boden, wo die beiden einen winzigen Flecken Erde besichtigten, und 1971 war Jamidah die allererste, die ein Stück Land in der Tiefebene von Katwe erworb. Sie konnte aber nur eine Anzahlung auf den Gesamtpreis leisten und musste monatelang arbeiten, um die restliche Summe abstottern zu können.

Katwe war Buschland, etwa vier Quadratkilometer groß, voll mit Elefantengras, Mangobäumen, Süßkartoffeln und zahllosen Fröschen. Allabendlich veranstalteten die Frösche einen solch infernalischen Lärm, dass Hakim und Moses kaum Schlaf fanden. Bald nannte Jamidah das Stück Land, das sie von Quasim gekauft hatte, Nkere, was so viel heißt wie »Land der Frösche«. Es sollte später einer der neunzehn Distrikte sein, die den riesigen Slum bildeten, der heute als Katwe bekannt ist.

Quasim war ein exzentrischer alter Mann, der mit einer Mütze aus zusammengenähten Socken herumlief, sich Münzen in die Ohren steckte und niemals Schuhe trug. Sein winziges Haus stand inmitten eines Dickichts von Bäumen und war umgeben von Bienenstöcken und Grasschlangen. Hakim hatte den Verdacht, dass Quasim ein Hexenmeister war, der von sich behauptete, über achtzig Jahre alt zu sein.

Jamidahs Land lag nicht weit von Quasims Haus entfernt, und so ließ Quasim den jungen Hakim immer wieder kommen, um ihm Trinkwasser zu holen oder ihm zu helfen, einen frisch geschlachteten Rinderkopf zum Essen vorzubereiten. Dabei erzählte er Hakim Geschichten über den Kabaka, wie er seine Krieger zum Kampf gegen andere Stämme mobilisierte. Allabendlich entzündete Quasim ein Feuer in seiner kleinen Hütte

und sang Lieder in einer geheimnisvollen Sprache, die Hakim nicht kannte.

Eines Tages war Hakims Mutter plötzlich gezwungen, ihre Bude an der Tankstelle aufzugeben, da die Tankstelle von einem indischen Immigranten gekauft worden war, der nicht wollte, dass eine schwarze Frau dort ihre Waren verkaufte. Und so setzte Jamidah sich in der Nähe unter eine Baumgruppe und verhökerte dort ihren Alkohol. Als Idi Amin dann die Inder aus Uganda hinauswarf, wurde die Tankstelle wieder einem schwarzen Ugander übergeben. Jamidah kehrte zurück und nahm ihre Arbeit dort wieder auf. Ihr Unternehmen florierte, und sie konnte die Hütte auf ihrer kleinen Parzelle ausbauen, die nun über drei winzige Zimmer verfügte. Sie tauschte das Papyrusblätterdach gegen Blechplatten aus, um besser gegen die häufigen Regengüsse gewappnet zu sein. Sie konnte es sich sogar leisten, Hakim auf die St. Peter's Secondary School oben in Nsambya zu schicken, wo er so geschickt Fußball spielte, dass er bald den Spitznamen »Pele von St. Peter« hatte.

1980 erreichte der ugandische Bürgerkrieg auch Katwe. Da die meisten Ugander Katwe als eine Art blinden Fleck, ein Niemandsland, betrachten, wurde der Slum zu einem idealen Schlachtplatz. Ugandische Truppen töteten wahllos jeden, den sie auch nur ansatzweise im Verdacht hatten, zu den Rebellen zu gehören. Eines Tages erschossen die Soldaten Hakims Großmutter, Mariam Nakiwala, die vor der Hütte der Familie lag und verblutete, ohne dass Hakim ihr helfen konnte. Hakim verbarg sich in der Hütte und hielt die Hand über den Mund seines zweijährigen Neffen Simon. Ihm war bewusst, dass die Soldaten sie sofort töten würden, falls einer von ihnen einen Laut von sich gäbe. Hakim und seine Familie flohen in eine andere Gegend von Katwe, wo sie ein Jahr lebten und immer wieder mit erleben mussten, wie Menschen bei lebendigem Leib verbrannten

wurden. Soldaten verbrannten auch einen von Hakims besten Freunden – am Ende blieb von ihm nur noch ein Bein übrig.

Aber die größte Bedrohung in Katwe ist seit jeher das Wasser. Sein ganzes Leben im Slum schaut Hakim ständig besorgt in den Himmel. Katwe ist ein natürliches Sumpfgebiet, und der Grundwasserspiegel liegt so hoch, dass das Gebiet bei fast jedem Regen überflutet wird. Manchmal steigt das Wasser so hoch, dass Hakim sich auf das Dach retten muss, und es kann Tage dauern, bis er sein Haus überhaupt wieder betreten und ausschöpfen kann.

Jamidah, die 1994 starb, brachte zehn Kinder von drei verschiedenen Vätern zur Welt, doch nur Hakim und Moses haben überlebt. Hakim arbeitet für ein Taxiunternehmen und ist immer noch genauso bitterarm wie an dem Tag, an dem er in den Slum kam. Seine Frau hat ihn und die sechs Kinder vor ein paar Jahren verlassen, nachdem eine besonders heftige Überschwemmung ihr Haus mehrere Tage lang komplett unter Wasser gesetzt hatte. Doch Hakim bleibt, denn dies ist das einzige wirkliche Zuhause, das er kennt: »Wenn ich an meine Zukunft denke, mache ich mir solche Sorgen um meine Familie, dass der Schlaf nicht kommen will, wenn ich meinen Kopf zur Ruhe lege. Ich muss zerrissene Hemden tragen, damit ich so viel wie möglich für die Familie sparen kann. Was mich am meisten belastet, ist, dass ich keinen Plan für meine Kinder habe. Wenn ich sterbe, weiß ich nicht, wie sie überleben sollen. Sie werden nicht einmal am Tag darauf genug zu essen haben.«

Hakim Ssewaya glaubt, dass er ungefähr achtundvierzig Jahre alt ist und seit vierzig Jahren in Katwe lebt. In seinen ersten fünfzehn Jahren dort hat er zehn Regierungswechsel miterlebt. Jedes Mal, wenn ein neuer Regierungschef an die Macht kam, strömten Menschen von dessen Stamm nach Katwe in der Hoffnung, sich irgendwie Vorteile verschaffen zu können,

weil einer ihrer Stammesangehörigen die Macht übernommen hatte. 1986 wurde schließlich Yoweri Museveni nach einem erneuten Staatsstreich Präsident, ein Amt, das er seither ohne Unterbrechung bekleidet – Ugandas Bürger sind damit zwar nicht wirklich zufrieden, aber sie sind die ständigen Rebellionen und Kriege im vergeblichen Bemühen um eine Erneuerung müde.

»Als der Krieg 1986 zu Ende war, strömten die Menschen wieder nach Nkere zurück«, sagt Hakim. »Viele waren vor dem Krieg in andere Gegenden geflohen, doch sobald sie feststellten, dass die Kämpfe abgeflaut waren, kamen sie zurück. Und es scheint, als wären sie damals allein geflohen und nun zu dritt wiedergekommen. Sie fragen sich vielleicht, warum so viele Menschen dieses Elend hier ertragen und nicht fortziehen. Der Grund ist der, dass hier nur Menschen leben, die sonst nirgendwohin können.«

Sie kamen. Und kamen. Und kamen.

Als Quasim starb, hatte er sein ganzes Land verkauft, eine winzige Parzelle nach der anderen, an hunderte von Eigentümern, bis es kaum noch Platz gab, um ihn selbst zu beerdigen. Wo sein Grab war, ist heute ein Abwasserkanal.

Aus ganz Uganda kamen Menschen aus entlegenen Dörfern nach Kampala, weil sie auf ein besseres Leben in der Stadt hofften, wo sie Zugang zu Strom, zu besseren Krankenhäusern und Schulen hatten. Sie kamen, weil eine Familie das Land ihrer Vorfäter nur so lange an die Söhne der nächsten Generation weitervererben kann, bis kein Land mehr für den Ackerbau übrig ist, oder sie kamen einfach deshalb, weil Idi Amin ihnen ihr Land weggenommen hatte und sie nicht in der Lage waren, es zurückzufordern. Sie kamen, weil sie hörten, die Hilfe aus dem Ausland erreicht zuerst die Menschen in der Stadt und dringt oft überhaupt nicht bis in die ländlichen Gebiete vor. Sie

kamen, um vor den Kriegen zu fliehen, die üblicherweise im Busch tobten. Sie kamen, um sich gegen das AIDS-Virus behandeln zu lassen, das auf seinem Höhepunkt geschätzte fünfzehn Prozent der erwachsenen Bevölkerung Ugandas befallen hatte und sich in hohem Maße durch ungeschützten Sexualverkehr ausbreitete. Sie kamen, weil es in den Dörfern kein Geld gab, und sie fühlten sich irgendwie reich, wenn sie jeden Tag ein paar Shilling in der Hand halten konnten, selbst wenn sie weniger verdienten, als sie zum Überleben brauchten.

Deshalb kamen sie. Aber was dann?

»Es ist eine Falle«, sagt John Michael Mugerwa, Bischof der Pfingstkirche und Ugander, der fast drei Jahrzehnte in Katwe gewirkt hat. »Du verlässt dein Dorf mit großen Träumen, weil du alles Gute und Schöne, Erfolg und Wohlstand mit der Stadt assoziierst, und die Menschen nehmen alle Mühen auf sich, um dort hinzugelangen, nur um dann festzustellen, dass es nicht so ist, wie sie erwartet hatten. In Kampala wächst das Geld nicht auf den Bäumen. Wenn du dein Dorf verlassen hast, um in die Stadt zu kommen, schnappt die Falle zu, denn du hast den Leuten zu Hause das Versprechen gegeben, ein besseres Leben zu führen. Oft genug haben die Leute alles verkauft, was sie besitzen, um in die Stadt zu kommen, und deshalb gibt es dann nichts mehr, wohin sie zurückkehren könnten.«

Was dann?

»Stellen Sie sich vor, Sie haben buchstäblich keine Fähigkeiten abgesehen von der kleinbäuerlichen Erwerbswirtschaft, nämlich das Land zu bearbeiten, zu säen und Unkraut zu jätten. Sie haben keine Fähigkeiten erlernt, die auf die Stadt zu übertragen wären. Wenn du in Kampala an kommst, wirst du irgendwie zum Flüchtling, und zwar nicht, weil du etwas falsch gemacht hast, sondern, weil es einfach nichts zu tun gibt. Also musst du irgendwohin gehen, wo du nicht sofort entdeckt wer-

den kannst, damit du nicht in die Fänge des Gesetzes gerätst. Üblicherweise wirst du dann dorthin gespült, wo sich das Leben im Verborgenen abspielt, wo niemand fragt, wer du bist oder woher du kommst, wo man nicht einmal bemerkt, dass es dich überhaupt gibt.«

Deshalb kamen sie. Und sie blieben. Und sie brauchten einen Ort, an dem sie untertauchen konnten.

Katwe.

Katwe, der größte der acht Slums Kampalas, ist zu einer der übelsten Gegenden der Erde verkommen. Der Slum ist oft so schlimm überflutet, dass viele Bewohner in Hängematten direkt unter dem Dach schlafen, um nicht zu ertrinken. Es gibt keine Kanalisation, weshalb ungeklärtes Abwasser neben den Gassen in offenen Rinnen fließt, und bei Überflutungen gelangt dieses Abwasser dann in die menschlichen Behausungen. Auch der Müll der benachbarten City von Kampala wird mitten in Katwe abgeladen. Es gibt keine sanitären Einrichtungen in Katwe. Fliegen sind allgegenwärtig. Der Gestank ist unerträglich.

Wenn der Boden in Katwe einmal nicht überflutet ist, besteht er aus festgestampftem, mit Abwasser verseuchtem Erdreich. Nichts wächst dort. Streunende Hunde, Ratten und Langhornrinder wetteifern mit den Menschen darum, in einem begrenzten Areal zu überleben, das von Tag zu Tag mehr überfüllt ist. Behausungen existieren überall dort, wo es ein wenig Platz gibt, um eine behelfsmäßige Hütte zu errichten, wenigstens so lange, bis ein Bauunternehmer auf die Idee kommt, dass das Land einen gewissen Wert haben könnte. Dann wird das Gebiet abgefackelt und die Leute mit kontrollierten Bränden aus ihren Behausungen vertrieben. Und »running water« (»fließend Wasser«) ist in Katwe Wasser, für das man quer durch den ganzen Slum rennen muss – ein gelungenes Wortspiel, wenn es nicht so zynisch wäre. Man holt es entweder aus einem schmutzigen

Gemeindebrunnen oder einer stinkenden Pfütze. Strom, sofern überhaupt verfügbar, ist für die meisten Bewohner von Katwe unerschwinglich. In regelmäßigen Abständen tauchen Vermietter mit einem Sack Vorhängeschlössern auf, und alle, die ihre Miete nicht bezahlen können, werden aus ihren Hütten ausgesperrt.

In Katwe gibt es keine Straßenschilder. Keine Adressen. Es ist ein Labyrinth zerfurchter Gassen und baufälliger Hütten. Es ist ein Ort, an dem die Zeit danach gemessen wird, wie lang dein Schatten ist, der gerade auf die Erde fällt. Es gibt keine Uhren. Keine Kalender. Da Katwe nur wenige Breitengrade vom Äquator entfernt liegt, gibt es keine Jahreszeiten, was den ewig gleichen, fast apathischen Tagesablauf noch verstärkt. Jeder Tag ist genau wie der nächste. Das Überleben in Katwe hängt von Mut und Hartnäckigkeit ebenso ab wie von Hinterlist und Glück. Während der Regierungszeit Idi Amins, als Uganda unter einem ausländischen Handelsembargo litt, wurde Katwe zu einem Mekka für Ersatzteile. In Katwe gab es alles, was auf dem Schwarzmarkt verhökert werden konnte, und dort entwickelten die Menschen inmitten des Elends einen geradezu legendären Einfallsreichtum.

Wenn man in Katwe lebt, sollte man nach Meinung der restlichen Bevölkerung Ugandas am besten auch dort bleiben. In den solideren Gegenden um Katwe herum patrouillieren uniformierte Sicherheitsleute mit Kalaschnikows die Wohnblocks, Tankstellen und Supermärkte. Die Hochhäuser der Innenstadt Kampalas liegen in Sichtweite jeder der ärmlichen Behausungen von Katwe, nur einen Katzensprung entfernt. Kinder aus dem Slum wagen sich tagsüber ins Stadtzentrum, um zu betteln oder Taschendiebstähle zu begehen. Zum Übernachten kehren sie dann wieder nach Katwe zurück.

In Katwe ist das Leben so flüchtig, dass es oft schwierig ist